

010

Operation Spring

Angelika Schuster, Tristan Sindelgruber
A 2005, Beta SP, Farbe, 92 Minuten

Idee, Buch, Regie Angelika Schuster, Tristan Sindelgruber
Kamera Robert Angst **Schnitt** Angelika Schuster, Tristan Sindelgruber, Wolfgang Widerhofer **Dramaturgische Beratung** Wolfgang Widerhofer **Produktion** Schnittpunkt – Sindelgruber Tristan Film- und Multimediaproduktion

Gemeinsame Filme/Videos (Auswahl): *Vergessene Opfer* (2002), *Spiegelgrund* (2000), *Opernball – Chronik einer Amtshandlung* (2000)

Der Fehler im System

Anmerkungen zu *Operation Spring* von
Angelika Schuster und Tristan Sindelgruber

von Dieter Pichler

„Hier hätten wir einen weiteren Haupttäter, der eigentlich verantwortlich war für das Organisieren solcher Veranstaltungen, um Stimmung zu machen gegen die Exekutive.“ Der hier spricht ist ein Beamter der Exekutive, er zeigt auf einen Bildschirm mit Bildern einer Protestkundgebung gegen Polizeiübergriffe. Sein Auftritt fand in der Sendung „Report“ statt, das ist das innenpolitische Magazin des ORF. 22 Minuten des Dokumentarfilms *Operation Spring* sind vergangen, als in diesem Archivbild die verschiedenen Erzählstränge und Ebenen der Exposition zusammengeführt werden. Es ist ein doppelt konnotiertes Bild: Einerseits ein Stück angewandter Medienkritik (der ORF in seinem Bemühen um Ausgewogenheit wird hier zum Sprachrohr der Polizei, Vorverurteilung inklusive), andererseits verdichtet es die Vermutung, die der Film bis dahin sehr subtil aufgebaut hat, wonach die „Operation Spring“¹ eine Vergeltungsaktion der Polizei gegen afrikanische AsylwerberInnen war, die offen gegen die Polizei demonstrierten.

Was ist davor geschehen? Am 1. Mai 1999, so erfahren wir zu Beginn in einem Zusammenschnitt mehrerer Nachrichtensen-

dungen, ist der nigerianische Asylwerber Marcus Omufuma im Rahmen seiner Abschiebung zu Tode gekommen, im Flugzeug erstickt, von Polizeibeamten gefesselt und geknebelt. Am 27. Mai startet die „Operation Spring“, ein konzertiertes Vorgehen der Polizei gegen einen mutmaßlichen Drogenring größeren Ausmaßes. Der Begriff „internationale kriminelle Organisation“ fällt in der Berichterstattung, österreichweit werden über 100 Personen festgenommen, es sind vorwiegend Afrikaner. Im Film folgen Interviews mit bereits verurteilten und noch nicht verurteilten Afrikanern, ihren Anwälten und einem der Richter in gebührender Länge, hier wird niemand zurecht- oder auf den „Sager“ hingeschnitten. Dazwischen Aufnahmen von der bedrückenden Architektur der Justizstrafanstalt Josefstadt, 1080 Wien, ein paar Zeitungsausschnitte.

Man kommt nicht umhin, in der Retrospektive die breite gesellschaftliche Resonanz zu bemerken (Wer erinnert sich noch an den Ausdruck „Schübling“?) und auch das Unbehagen, dass hier etwas nicht abgeschlossen ist – versickert, verschwunden aus dem öffentlichen Diskurs, der so genannten Zivilgesellschaft durch die Finger geglitten.

„Operation Spring“, die Polizeiaktion, war die erste Gelegenheit, den kurz zuvor per Gesetz beschlossenen „großen Lauschangriff“ anzuwenden. *Operation Spring*, der Film, zeigt fünf Jahre danach die Folgen der Ermittlungspraxis des Lauschangriffs – über 120 Personen wurden insgesamt angeklagt, fast alle wurden verurteilt.

Eine Unzahl von Bild- und Tonaufnahmen ist im Rahmen der Überwachung entstanden, alle ohne Ausnahme Dokumente, die einer Interpretation bedürfen. Folgerichtig gibt es zuerst die schriftlichen Protokolle, Aufzeichnungen darüber, „was auf den Bändern zu sehen und zu hören ist“. Schon hier wird die Beweiskraft des Bildes ausgehebelt, verdeutlicht an Beispielen wie „A übergibt B eine Kassette mit Drogen“. Was die bewusste Kassette tatsächlich enthält, ist auf dem Videobild nicht ersichtlich, es könnte alles Mögliche sein. Die Pfllichterfüllungsbestrebungen der BeamtInnen geben die Lesart des Bildes vor. Die mickrige Qualität der Überwachungsbilder wird angesprochen und illustriert – „es gibt Amateurvideos, die besser sind“: graugrün schimmernde, schlierige, schlecht auflösende Bilder, auf denen (auch aufgrund des Blickwinkels der Kamera) eigentlich nichts zu erkennen ist.

Ein Fotoband der Demonstration kommt ins Spiel, die Identifizierung der TeilnehmerInnen an der Kundgebung als mutmaßliche Kriminelle („ein weiterer Haupttäter“) geht dem Ermittlungsbeamten leicht von der Hand. Und während man sich noch fragt, was diese Bilder wirklich belegen sollen, ist die

Beweisaufnahme schon wieder beendet und es geht zur Verhandlung.

Während sich *Operation Spring* also zu Beginn wie die Chronik eines Skandals anlässt und entwickelt, wenn der von der Polizei getötete (oder: im Polizeigewahrsam gestorbene) Asylwerber Marcus Omufuma den Anlassfall für die Verhaftungen der anderen Afrikaner darstellt, dann geht es in der Folge allerdings um mehr: Das Verhältnis des Bürgers der Obrigkeit gegenüber steht auf dem Spiel, der so genannte „große Lauschangriff“ ist für die FilmemacherInnen eher der Aufhänger, denn der „Aufreger“.

Nach der Exposition beginnt der Film die Verfahren Punkt für Punkt zu rekonstruieren, die einzelnen Beweismittel und verfahrensrelevanten Argumente werden systematisch aufgenommen und überprüft.

Das beginnt mit der Frage der Übersetzungen. Recherchen einer Falter-Journalistin ergeben, dass der Dolmetscher seine Aufgabe wohl überinterpretiert hat – zum einen traf er bereits eine „Vorauswahl“ der relevanten Teile, übersetzte teilweise nachweislich falsch (immer aber im Sinne der Anklage) und führte bereits die personelle Zuordnung der aufgenommenen Stimmen zu den einzelnen Verdächtigen durch. Nur mehr nebenbei kommt zur Sprache, dass der in Deutschland ein Übersetzungsbüro betreibende Nigerianer ein offizieller Repräsentant seiner Regierung ist – einer Regierung, vor der die meisten der Angeklagten geflohen sind. Dass die Identifikation anhand der Bild- und Tondokumente nicht reibungslos funktioniert hat, liegt an der mangelnden „Synchronisation“ mit der „Vor-Ort-Überwachung“ des observierten Lokals, wie der Beamte des Justizministeriums unumwunden zugibt. Das Gericht zeigte sich in der Regel von diesen Einwänden nicht beeindruckt.

Die Frage, wer denn nun überhaupt auf den Videos zu hören und zu sehen ist, führt den Film zu einer kleinen, aber bedeutsamen Szene im Gerichtsgebäude: Weil der Richter sich weigert, das TV-Gerät so positionieren zu lassen, dass das anwesende Publikum das Bild auch sehen kann, verlässt der Verteidiger unter Protest den Verhandlungssaal. Am Gang diskutiert er dann mit dem Angeklagten über seine Vorgehensweise und nirgends sonst wird die Differenz zwischen den Vertretern der institutionalisierten österreichischen Rechtssprechung und den afrikanischen Angeklagten so deutlich: Auf der einen Seite jemand, dem es ums Prinzip geht, um ein Wertesystem, um ein gesellschaftliches Gesamtbild und ihm gegenüber jemand, der schlichtweg um seine Freiheit fürchtet und zunehmend angsterfüllt darum bittet, den Richter nicht mehr zu reizen. Die Hierarchie des Systems ist klar, die Plätze sind zugewiesen. Neben solchen vereinzelt Szenen und den Interviews treibt *Operation Spring* seine Erzählung, seine Chronik über eine informative Voiceover voran, die aber auch ein autorenhafte „Wir“ nicht ausspart. Um dieser Stimme Platz einzuräumen und die Interviewstrecken zu rhythmisieren, ist der Film immer wieder durchsetzt von einer zum Räumlichen (die Gerichts- und Gefängnisarchitektur) und Zeitlichen (der Wechsel der Jahreszeiten) tendierenden Bildebene. Eine schöne, aus der Erzähl-

ökonomie herausgenommene Szene zeigt die Essensausgabe im Gefängnis, die Gesichter der Inhaftierten sind aus rechtlichen Gründen nicht zu sehen, nur Arme und Beine ragen in den Kader.

Währenddessen schlagen die Berichte aus dem Ermittlungs- und Verhandlungsalltag immer absurdere Kapriolen und obwohl (oder vielleicht: weil) die Praxis der Rechtsprechung so formalisiert ist, stellt sie sich zunehmend irrational und kafkaesk dar. Einer der Höhepunkte ist die Episode mit den anonymen Zeugen: Männer mit einem Motorradhelm auf dem Kopf, die vor Gericht die Angeklagten schwer belasten, wohl um im eigenen Prozess mit Strafminderung rechnen zu können. Hier gibt es kein Gegenüber mehr, das einen anklagt, kein Gesicht, nur mehr Behauptungen, deren Auswirkungen in Jahren hinter Gittern zu messen sind. Eine Form von anonymisiertem Denunziantentum, in seiner Perfidität nur noch überboten von dem Vorwurf, „unbekannte Mengen an unbekanntem Orten zu unbekannter Zeit an unbekanntem Personen“ verkauft zu haben. Mit dieser Anklage werden Menschen in Österreich vor Gericht gezerrt und verurteilt.

Manchmal, wenn die Stimmen lauter werden, sich Aufregung in die Rede drängt, sitzen die Schnitte knapp, so als ob der Film das allzu Dramatische ins Off auslagern möchte. Ein Misstrauen der emotionalen Befindlichkeit gegenüber schimmert hier durch, man merkt dem Film auch die Arbeit an, die es im Schneiderraum gebraucht hat, ein allzu affektgeladenes Bild zu vermeiden, ohne einen Spannungsabfall hinnehmen zu müssen. Im Fortschreiten dieses unaufgeregten Sezieren und Montierens gewinnen die Figuren eine Autonomie, die über den Kader und die Einstellungslänge hinausreicht: *Operation Spring* entwirft ein zunehmend düsteres Bild der Vorgänge, verlagert jedoch die Wut und die Hoffnungslosigkeit in einen außerfilmischen Raum; die Bilder, die handelnden und sprechenden Personen bleiben weitestgehend ruhig, mit nur leicht resignativen Einschüben. Manch Ungesagtes, manch (wohl auch aus rechtlichen Gründen) Weggelassenes, ins Off Verbannte zieht dennoch seine Spuren und baut eine implizite Spannung auf, die keinen Fluchtpunkt innerhalb des Films findet, keine Auf- und Erlösung. Es gibt kein Ventil, die Verantwortungszuweisung und somit auch der Antrieb zur politischen Handlungsfähigkeit wird gestundet.

Was gut ist: dass der Film sich keine Schuldigen sucht. Noch besser ist, dass *Operation Spring* dermaßen nüchtern sammelt, was falsch ist im Rechtsstaat Österreich. Ob die „Operation Spring“ eine Revanche der Polizei war? Vielleicht nicht, doch das ist kein Trost.

¹ Im Morgengrauen des 27. Mai 1999 stürmen 850 Polizisten Wohnungen und Flüchtlingsheime in ganz Österreich. Der Codename der Polizeiaktion ist „Operation Spring“, es ist die größte kriminalpolizeiliche Aktion seit 1945.

Dieter Pichler, Cutter und Co-Redakteur der kolik.film Sonderhefte, lebt in Wien.

“Für die Angeklagten war das fatal...”

Ein Gespräch mit Angelika Schuster und Tristan Sindelgruber

von Constantin Wulff

Constantin Wulff: *Ihr habt einige Jahre an Operation Spring gearbeitet – gibt es für euch rückblickend einen auslösenden Moment für den Film?*

Tristan Sindelgruber: Für mich war der Ausgangspunkt, lange bevor die eigentlichen Arbeiten am Film begonnen haben, wie in den Medien mit dem Tod von Marcus Omofuma umgegangen wurde und die Schlagzeilen nur kurze Zeit später von der „Operation Spring“ dominiert waren. Mich hat daran interessiert, wie in der Öffentlichkeit ein Feindbild entsteht. Darüber wollte ich schon länger einen Film machen.

Angelika Schuster: Für mich war letztendlich entscheidend, dass ich nach einiger Zeit, etwa 2002, nochmals in konzentrierter Form die Medienberichte rund um die „Operation Spring“ gelesen habe und mir noch einmal die ganze Tragweite der Aktion klar geworden ist. Der fragwürdige und erstmalige Einsatz anonymer, komplett verummter Zeugen vor Gericht, der erste „Große Lauschangriff“. Die Prozesse wurden in weiterer Folge eigentlich mehr oder weniger abseits der Öffentlichkeit verhandelt, aber es wurde schon klar, dass bei dieser Aktion einiges schief gegangen ist. Und ich habe mir gedacht, dass ein Dokumentarfilm eine gute Möglichkeit ist, diesen Dingen nachzugehen und sie nochmals zu untersuchen. Einen Film über ein solches Thema wollte ich aber nur mit einem guten Drehbuch und einer klaren These machen.

Der Film ist eine minutiöse Rekonstruktion der Ereignisse rund um die „Operation Spring“ und eine präzise Untersuchung der verwendeten Beweismittel. Wie ist die Erzählstruktur des Films entstanden?

A. Sch.: 2002 haben wir begonnen, das Drehbuch zu schreiben. Also zu einem Zeitpunkt, als der Großteil der Prozesse bereits vorbei war. Es war also klar, dass wir im Film nicht mehr mitten drin sind, sondern die Ereignisse rekonstruieren müssen. Was auch Vorteile bietet: Man fokussiert sich nicht nur auf Einzelfälle, wo es zwangsläufig vor allem um die Frage individueller Schuld geht. Uns hat vielmehr interessiert, die „Operation Spring“ in ihrer ganzen Komplexität darzustellen und der Frage nachzugehen, ob die Angeklagten ein faires Verfahren hatten. Es war uns wichtig, eine Balance zu finden zwischen der Darstellung einzelner konkreter Fälle und dem Gesamtverlauf der „Operation Spring“.

T. S.: Ich glaube, entscheidend für die Struktur des Films war

auch, dass das Drehbuch auf internationaler Ebene entwickelt werden konnte. Angelika hat an einem Script-Workshop von Eurodoc teilgenommen, was insofern hilfreich war, Scheuklappen zu verlieren und der Gefahr zu entgehen, lediglich das ganz spezifisch auf den Ort Bezogene zu thematisieren.

A. Sch.: Für das Schreiben des Drehbuchs haben wir ja nicht nur mit Betroffenen und Experten gesprochen, sondern wir haben vor allem sehr genau die Akten studiert und uns in die Gesetzeslage vertieft. Interessant am Eurodoc-Workshop war auch, dass die anderen Teilnehmenden gesagt haben, bei uns gibt es so etwas auch, das ist nichts spezifisch Österreichisches.

Ihr habt Protagonisten für den Film befragt, die naturgemäß ganz unterschiedliche Sichtweisen auf die Geschehnisse haben. Gab es für euch im Arbeitsprozess unterschiedliche Herangehensweisen an die einzelnen Protagonisten?

A. Sch.: Da wir eine sehr klare Vorstellung des Films hatten, war meine Position immer, dass ich alle Befragten vor der Kamera erzählen lasse und während des Gesprächs keine Gegenpositionen formuliere. Weder bei den Verurteilten noch bei den Richtern oder den Anwälten. Gerade bei den Anwälten war ich sehr genau und habe versucht, alles was sie mir erzählt haben, zu überprüfen. Meine Position war, dass ich mich auf nichts verlassen wollte, sondern es immer wieder mit den Akten verglichen habe oder von anderer Seite bestätigt bekommen wollte. In ähnlicher Form haben wir auch bei unserem letzten Film *Spiegelgrund* gearbeitet, als wir uns immer wieder mit einem Historiker ausgetauscht haben.

T. S.: Uns ist es bei der Arbeit am Film auch darum gegangen, eigene Vorurteile zu reflektieren und nicht in die Falle zu tapen, einen Film mit erhobenem Zeigefinger zu machen. Wir wollten einen Film mit einem klaren Standpunkt machen, der es aber erlaubt, dass sich das Publikum selbst eine Meinung bilden kann. Und das war sicher das Schwierigste, denn rund um ein solches Thema sind unzählige Vorurteile auch in unseren eigenen Köpfen.

Ein wichtiger Aspekt des Films ist die Darstellung und Analyse der Medienberichte rund um die „Operation Spring“.

T. S.: Das Material der Print- und elektronischen Medien bildete eine wesentliche Grundlage unserer Recherchen. Von Anfang an haben wir uns natürlich die Frage gestellt, was für einen Stellenwert wird dieses Material im Film selbst haben? Wir haben es jetzt einerseits als Möglichkeit eingesetzt, Informationen zu geben, und andererseits haben wir versucht, die Mechanismen des Medienapparats zu verdeutlichen. Etwa die Frage, wieso im Lauf der Jahre die Folgen der „Operation Spring“ in den meisten Medien nicht mehr vorkommen. Die Antwort ist recht simpel, denn die meisten Medien sind nur auf die Tagesaktualität konzentriert und versuchen nicht, die Dinge komplexer zu untersuchen. Ich glaube, es wird sehr deutlich, dass die

Medien in diesem Fall ihre Funktion als unabhängiges Regulativ nicht wahrgenommen haben.

A. Sch.: Gerade der Fernsehbericht über das Chinarestaurant ist ja sehr spekulativ gestaltet, wie ein richtig fetziger Kriminalbericht, der mit Objektivität nichts mehr zu tun hat.

T. S.: Es gab nur wenige Medienberichte, die versuchten, hinter die Kulissen zu blicken oder auch die andere Seite zu zeigen. Gerade die Berichterstattung im öffentlich-rechtlichen Fernsehen hat zumeist die Sicht der Polizei unhinterfragt übernommen. Das Problem dabei ist, dass die medial vermittelte Sicht der Polizei per se eine Form der Vorverurteilung ist. In einem Fall wie der „Operation Spring“ ist das natürlich besonders fatal, da Vorverurteilung und Schaffung des Feindbildes wunderbar funktioniert haben. Aus den Berichten kann man ein offensichtliches Abhängigkeitsverhältnis zwischen Polizei und Medien herauslesen und das ist natürlich das Ende einer unabhängigen Medienlandschaft.

Es werden im Film verschiedene Thesen zum Verlauf der „Operation Spring“ ausgesprochen, eine davon lautet: Die ganze Aktion war eine Revanche der Polizei. Wie seid ihr mit solchen Aussagen während der Montage des Films umgegangen?

T. S.: Wenn solche Thesen ausgesprochen werden, dann sind das natürlich klare Wertungen. Und das waren für uns eigentlich immer die Passagen, die sehr lange von uns mit einem Fragezeichen versehen wurden. Denn wir wollten vermeiden, dass durch diese wertenden Aussagen zu sehr eine Richtung vorgegeben wird, an der sich das Publikum festhalten und sagen kann: Ja genau, so war es, das ist die Antwort auf alle Fragen, die der Film aufwirft! Im Fall der Aussage des Rechtsanwalts Binder zur Frage der möglichen Motivation der Polizei haben wir das als durchaus legitim gefunden, dieses Fragezeichen im Raum stehen zu lassen. Und es auch zu kommentieren oder zu verstärken durch die Fernsehberichte, wo der Polizist de facto ja sagt, dass jene, die bei der Demonstration aktiv waren, auch die Hauptverdächtigen der „Operation Spring“ sind.

Eine andere These, die im Film formuliert wird, ist, dass die positive Bewertung des Lauschangriffs politische Gründe hat ...

T. S.: Der so genannte „Große Lauschangriff“ im Fall der „Operation Spring“ wurde im Parlament als Erfolg gesehen. Dass dahinter bis zu einem gewissen Grad auch eine politische Intention steht, dies positiv zu sehen, zeigen nicht zuletzt die Aussagen von Sektionschef Miklau, der im Film ja klar Fehler der Aktion beschreibt. Und wenn all diese Fehler bekannt sind und trotzdem wird die Aktion insgesamt als großer Erfolg gesehen, dann muss der Erfolg auf anderer Ebene definiert worden sein.

Eine weitere, provokante These, die im Film angesprochen wird, ist, dass nahezu alle Angeklagten schuldig gesprochen wurden und der Verlauf der Prozesse es nahe legt, dass diese von Anfang an auf Schuldsprüche ausgelegt waren.

A. Sch.: Ich habe versucht, sehr offen und naiv, im positiven Sinne, an das Thema heranzugehen. Wie gesagt, haben wir uns schrittweise den Beweismitteln angenähert und nach und nach die inneren Widersprüche der Beweisführung entdeckt, etwa mit dem Videomaterial und den anonymisierten, vermummten Kronzeugen. Und wenn man die Akten in diesem Sinne überprüft, ist es schon überraschend, dass dann trotzdem fast alle Angeklagten verurteilt worden sind.

Ich kann mich aber erinnern, dass auch jenen, die den Fall durchaus kritisch mitverfolgt haben, das Strafausmaß der ganzen Aktion nicht klar war, sondern, im Gegenteil, viele gesagt haben, dass man doch eh alle hat freilassen müssen. Das war für mich sehr erstaunlich, wie sehr die kritische öffentliche Meinung zur „Operation Spring“ hauptsächlich vom Fall Charles O., der dann zu zehn Monaten bedingt verurteilt worden ist, geprägt war. Und vom Schlagwort, dass der „Operation Spring“ die Bosse abhanden gekommen sind.

T. S.: Mir war auch lange nicht klar, dass nahezu alle verurteilt worden sind. Und uns ist auch erst im Verlauf der Arbeit am Film klar geworden, wie viele Leute noch im Gefängnis sitzen. Da hat sich dann auch für mich noch einmal eine ganz andere Dimension offenbart, was das insgesamt bedeutet und welche Motivation dahinter stecken könnte. Wie sehr etwa systemimmanente Dinge passieren: Wenn etwa Leute lange in Untersuchungshaft sitzen und dann vor Gericht erscheinen und eine Form der Legitimation beim Richter einsetzen könnte, dass, wenn jemand schon monatelang oder jahrelang in Untersuchungshaft sitzt, man sich schwer tut mit einem Freispruch. Das sind ganz komplexe Dinge, die für die Angeklagten natürlich fatal sind. Einmal hat uns ein Anwalt gesagt: „Wenn du in Österreich unschuldig bist und einen Strafprozess hast, hast du eher schlechte Karten.“ Und diese Feststellung ist für mich sehr bestätigt worden. Vor allem auch dann, wenn die Öffentlichkeit nicht an deinem Fall interessiert ist und du dir keinen guten Anwalt leisten kannst.

A. Sch.: Ich fände es gut, wenn sich alle einmal ein Gerichtsverfahren anschauen würden. Um konkret zu sehen, wie in Österreich Recht gesprochen wird.

Constantin Wulff, geb. 1962. Publizist, Kurator und Filmschaffender. 1995 bis 1997 Mitglied der Auswahlkommission der Duisburger Filmwoche. 1997 bis 2003 Leitung der DIAGONALE - Festival des österreichischen Films in Graz (gem. mit Christine Dollhofer). Filme: *Spaziergang nach Syrakus* (A/CH/D 1993, gem. mit Lutz Leonhardt); *Treid* (A 1999); *Heldenplatz, 19. Februar 2000* (A 2002). Lebt und arbeitet in Wien.